Der Schultrustee.

Aus dem amerikanischen Leben von Joseph Treumann.

Die Schultrustees des kleinen, nicht ganz tausend Einwohner zählenden pennsylvanischen Ortes Newfingen waren in Sitzung. Freilich, wer sie zur Zeit gesehen und Land und Leute nicht gekannt hätte, würde dies kaum geglaubt haben; sie sahen zwar im Allgemeinen ziemlich intelligent aus, jedoch über Lesen, nothdürftiges Schreiben und die Rundimente der Rechenkunst gingen die Kenntnisse nicht hinaus. Sie genossen das Vertrauen ihrer Mitbürger in solchem Maße, daß sie ohne jeglichen Widerstand irgend einer Faktion schon zu wiederholten Malen in den Schulvorstand gewählt worden waren.

In diesem Augenblicke lehnte der Vorsitzende des „Board of Trustees" von Newfingen, mit bis weit über die Ellbogen entblößten Armen und einer Axt in der rechten Hand, an den sein Grundstück gegen die Straße abschließenden Zaun und blickte, ein freundliches Lächeln um den Mund, auf seine beiden an der Außenseite des Zaunes stehenden Genossen im Amte, von denen der Eine Spaten und Rechen über der Schulter hielt, während sich der Andere auf eine Sense stützte.

Trotzdem war es eine unleugbare Thatsache, daß sich diese drei Männer in ernstlicher amtlicher Berathung befanden, deren Zweck kein geringerer war, als die Wahl einer Lehrkraft für das Anfangs September beginnende neue Schuljahr.

„Stewart Bush bewarb sich bei mir um die Stelle," sagte der Vorsitzende in einem Tone des Zweifels.

„Stewart Bush!" rief Josiah Walter, der jüngste der Drei, sehr erstaunt. „Mein Himmel. Stewart Bush ist nicht fähig ein Baby zu unterrichten! Er verließ die Schule längst bevor mir und hat, so viel mir bekannt ist, seitdem nichts weiter gelernt, als Kartoffeln pflanzen und Weizen zu säen; er thut besser daran, bei'm Farmen zu bleiben. Sind Sie nicht derselben Ansicht, Roberts?"

„Ich denke, Sie haben Recht," antwortete der zuletzt Angeredete, ein kleines Männchen mit freundlichem Gesichte und schwachem Kinnbart, der ebenso grau war, wie sein Kopfhaar.

Auch John Sanders, der Vorsitzende des Boards, nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Bei mir hat sich ebenfalls ein Bewerber um die zu besetzende Stelle gemeldet," fuhr William Roberts in wichtigem Tone fort, „und ich denke, daß derselbe Ihnen Beiden genehm sein wird. Es ist eine Verwandte meiner Frau, und sie ist so hübsch, wie ein Mädchen überhaupt sein kann; dazu ist sie klug und gebildet. Im Frühjahr hat sie ihr Examen bestanden, und ich bin überzeugt, daß sie eine vorzügliche Lehrerin abgeben wird. Ihr Name ist Florence Shimer."

„Shimer!" stieß Walter erregt aus. „Steht sie in irgend einer Verbindung mit den Shimer's jenseits des Flusses?"

„Dort ist sie zu Hause," erwiderte der Grauhaarige; „sie ist Richard Shimer's Tochter, der im letzten Winter gestorben ist."

Josiah runzelte die Stirn und sagte in sehr bestimmtem Tone: „Unter diesen Umständen wird sie die Lehrerstelle mit meiner Einwilligung nicht erhalten."

„Warum?" fragte Roberts mit verhaltenem Athem, den unerwarteten Gegner mit seinen grauen Augen scharf anblickend.

Auch John Sanders starrte verwundert auf das jüngste Mitglied des Schul-Direktoriums, ohne jedoch ein Wort zu äußern.

Eine Minute lang sah Walter mit finsterem Gesichte vor sich nieder, dann entgegnete er: „Was würden Sie davon denken, wenn Ihnen Jemand 50 Schafe für einen anständigen Preis verkaufen würde und die Hälfte davon in der folgenden Woche an einer Krankheit zu Grunde geht, von deren Vorhandensein er schon vorher Kenntniß gehabt haben muß? Diesen Streich hat mir Richard Shimer gespielt, und als ich mein Geld zurückverlangte, lachte er mir höhnisch in's Gesicht. Nein, ich kann mit gutem Gewissen nicht darein willigen, daß irgend ein Angehöriger dieses Menschen Lehrer an unserer Schule wird!"

Die Augen des alten Mannes blitzten. „Daß der alte Shimer nicht zu den Rechtlichsten gehörte, das weiß ein Jeder," stieß er hervor; „aber was damit Florence zu thun hat, ist mehr, als ich verstehen kann."

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

„Das Sprüchwort ist in diesem Falle nicht anwendbar," versetzte Roberts. „Das Mädchen gleicht ihrem Vater in keiner Beziehung; sie ist eine prächtige Person, die ein Jeder lieb haben muß."

John Sanders zog bedächtig sein Päckchen Kautabak aus der Tasche, steckte einen nicht zu kleinen Happen dieser Delikatesse in den Mund und sagte gutmüthig: „Well, machen Sie das unter sich aus; ich trete dem bei, was Sie Beide beschließen." Dann wandte er sich wieder dem seitwärts liegenden Holzhaufen zu und fuhr mit seiner vorhin unterbrochenen Arbeit des Hackens fort.

Die beiden Anderen schritten die Straße hinunter und setzten dabei den begonnenen Disput fort; William Roberts war zornig erregt, Josiah Walter kühl ablehnend.

„Milde und Barmherzigkeit scheinen Ihnen fremd zu sein," sagte endlich der Alte, beinahe mit Thränen in den Augen, als sich der Andere anschickte, die Thüre des vor seinem Hause liegenden Gärtchens zu öffnen. „Wenn Richard Shimer seine Frau und Tochter in guten Umständen zurückgelassen hätte, würde ich kein Wort verloren haben; so aber sind Beide bettelarm, und Florence braucht eine Lehrerstelle, um sich und ihre Mutter vor Hunger zu schützen."

„Davon haben Sie bisher noch Nichts erwähnt," versetzte Walter, sich umwendend. „Wenn das der Fall ist, will ich der Anstellung des jungen Mädchens nicht länger widerstreben. Ich ermächtige Sie, Sanders davon in Kenntniß zu setzen."

Fünf Minuten später wanderte Roberts, ein triumphirendes Lächeln um seinen Mund, seinem Gehöfte zu, während Josiah mit finsterer Miene sein Haus betrat.

„Ich konnte mich der Anstellung dieses Mädchens nicht länger widersetzen, nachdem ich von ihrer Armuth Kenntniß erhalten," erklärte er seiner Mutter, die einen Theil der letzten Unterhandlungen vom Fenster aus mit angehört hatte. „Aber meinen Beifall hat dieselbe nicht, denn viel Gutes steckt in den Shimers keinesfalls."

Drei Wochen später trat Florence Shimers die Stellung an.

Josiah Walter verharrte bei seinem einmal gefaßten Vorurtheil gegenüber der neuen Lehrerin und handelte demgemäß. Zu seinen Amtspflichten gehörte es, bei der Eröffnung des neuen Kursus im Schulhause zu erscheinen, das Register der Schüler dorthin zu bringen und nach etwaigem Bedarf sowohl von Unterrichtsmaterial, wie sonstigen Dingen zu fragen; statt dessen sandte er Florence das Verzeichniß durch einen größeren Knaben zu und kümmerte sich durchaus nicht darum, ob Etwas gebraucht wurde.

Wenn im Laufe der nächsten Wochen das Gespräch auf das junge Mädchen kam, verhielt er sich ablehnend gleichgültig und gab sich sogar die Mühe, die Unterhandlung auf ein anderes Thema zu lenken. Roberts' Haus, in dem er früher ein häufiger Gast gewesen, in welchem aber jetzt die Lehrerin ihre schulfreie Zeit verbrachte, vermied er auffällig.

Etwa einen Monat nach Beginn des Unterrichts besuchte eines Tages Wm. Roberts seinen jüngeren Genossen im Amte. „Ich denke, Josiah," begann er, „Sie werden mir nunmehr zugestehen, daß Sie in Bezug auf Florence Shimer früher in einem Irrthum befangen waren. Wir haben seit vielen Jahren keine Lehrerin gehabt, die sich so allgemeine Zufriedenheit erworben hätte, wie sie; die Kinder hängen an ihr mit einer geradezu erstaunlichen Zuneigung."

Der Angeredete schüttelte das Haupt, und kühl kam es aus seinem Munde: „Bis jetzt habe ich meine Ansicht noch nicht geändert."

Der alte Mann blickte entmuthigt drein. „Florence theilte mir mit, im Schulhause würden ein neuer Besen und Wassereimer gebraucht," sagte er, sich erhebend; „ich erklärte ihr darauf, daß dies in Ihren Amtsbereich gehöre und sie am Besten thäte, Sie deshalb selbst aufzusuchen."

„Ein Besen ist erst im Mai für die Schule angeschafft worden, und der Eimer ist nicht viel älter als ein Jahr," entgegnete der junge Schultrustee in scharf abweisendem Tone.

Niedergeschlagen über den Starrsinn seines Collegen verließ William Roberts das Haus.

Am nächsten Sonntag Abend saß Josiah mit seiner Mutter in der kleinen hölzernen Kirche. Er ließ seine Augen umherschweifen und entdeckte plötzlich unter den Anwesenden ein fremdes Gesicht, das einen großen Eindruck auf ihn machte.

Dieses Gesicht gehörte einem jungen Mädchen an; es war zwar nicht von auffallender Schönheit, aber frisch und unschuldig. Sie hatte für eine Landbewohnerin einen merkwürdig hellen Teint; aus ihren dunklen Augen sprach Klugheit; ihr leicht geschlossener Mund mit den vollen rothen Lippen verrieth Sanftmuth und Milde.

„Wer ist dieses Mädchen?" fragte Josiah nach Schluß des Gottesdienstes den zufällig neben ihm stehenden Roberts, indem er auf die gerade aus der Kirche tretende Fremde wies.

„Dieses Mädchen?" wiederholte der alte Mann mit größtem Erstaunen. „Das ist doch unsere Lehrerin — Florence Shimer! Sehen Sie denn nicht, daß sie sich in Gesellschaft meiner Frau befindet? Ich wartete hier, um sie nach Hause zu bringen."

Von diesem Tage an ertappte sich Walter gar häufig bei dem Wunsche, die neue Lehrerin möchte wegen des Eimers und Besens zu ihm kommen. Zwar dachte er durchaus nicht daran, in die Anschaffung dieser beiden Gegenstände zu willigen, falls keine Nothwendigkeit dafür vorläge; aber er hätte jetzt gar zu gerne das junge Mädchen persönlich kennen gelernt. Und da sie trotz seines stillen Wunsches ihn nicht aufsuchte, ließ er, als er Roberts eines Tages in den Feldern begegnete, eine darauf bezügliche Bemerkung fallen.

„Well, sehen Sie," lautete die Antwort, „Florence kann sich nicht entschließen, Sie aufzusuchen. Ihr Urtheil über ihre Familie und Ihre nur mit größtem Widerstreben gegebene Einwilligung, sie an unserer Schule als Lehrerin anzustellen, sind im Orte natürlich bekannt geworden, und man hat sie wahrscheinlich davon unterrichtet. Sie ist sehr empfindlich, zumal sie doch keine Schuld an den nicht immer geraden Wegen trifft, die ihr verstorbener Vater gegangen."

An diesem Nachmittag kehrte der junge Schultrustee früher als sonst von seinen Aeckern heim; er wusch sich schnell, zog seinen Sonntagsrock an und machte sich auf den Weg nach der Schule. „Da sie nicht zu mir kommen mag, ist es wohl meine Amtspflicht, selbst zu ihr zu gehen und mich zu überzeugen, wie es um den Eimer und den Besen steht," sagte er zu sich, wie als Entschuldigung.

Als er das Schulzimmer betrat, war die Lehrerin so erstaunt und verwirrt, daß ihr die Fiebel aus der Hand fiel und sie kaum im Stande war, ihren Vorgesetzten zu begrüßen; sie wußte, wer er war. Endlich bat sie ihn, Platz zu nehmen.

Josiah ließ sich auf einem Stuhle neben dem Katheder nieder und sagte: „Ich kam hierher, um mich zu erkundigen, ob Sie irgend etwas brauchten." Daß er sich mehr als sechs Wochen zur Erfüllung seiner Amtspflicht Zeit genommen, ließ er unerwähnt.

„Ich glaube nicht, daß eine Anschaffung nöthig ist," antwortete Florence zaghaft.

Wie das Mädchen so vor ihm stand in dem dunkelbraunen Calicokleide und der vorgebundenen weißen Lappschürze, erschien sie ihm noch reizender, als am Sonntag Abend in der Kirche, und ihre Stimme klang ihm wie Musik. In diesem Momente kam er sich wie ein Bardar vor, daß er ihr zartes Empfinden durch sein vorschnelles Urtheil über sie verletzt hatte. Er erhob sich von seinem Sitze, ging nach der Ecke des Zimmers und sprach, mit einem schuldbewußten Blick auf die ihm folgende Lehrerin: „Ist dieser Besen nicht schon sehr abgebraucht?"

Statt aller Antwort nickte sie nur mit dem Kopfe.

„Auch der Wassereimer scheint leck zu sein," fuhr der junge Schultrustee fort, indem er auf das leere Gefäß und den ringsum nassen Fußboden wies.

„Ja," gab das Mädchen zu.

„Ich werde dafür sorgen, daß Sie bald einen neuen Eimer und Besen bekommen," sagte Walter.

Die Zeit des Unterrichts war gerade zu Ende und die Schüler wurden entlassen. Auch Florence nahm nun ihren Hut vom Haken und setzte ihn auf ihr reiches Haar. Als sie aber nach ihrem Körbchen greifen wollte, hatte Josiah dasselbe bereits in der Hand, und ohne zu fragen, ob sie es ihm erlaube, begleitete er sie nach ihrer Wohnung. Als sie vor William Roberts' Hause anlangten, that es ihm fast leid, das junge Mädchen schon verlassen zu müssen; die ursprüngliche Abneigung war vollständig von ihm gewichen.

Auf dem Nachhausewege war er tief in Gedanken versunken; er wiederholte sich Alles, was sie gesagt, und er lächelte bei der Erinnerung an die bestrickende Weise, wie sie es vorgebracht hatte. Er hielt sich nicht damit auf, daran zu denken, daß sie die Tochter Richard Shimer's war, der ihn einst übervortheilt hatte; er war sich nur des Einen bewußt, daß die neue Lehrerin ein hübsches und kluges junges Mädchen war, die man gern anblickte und der zuzuhören man nicht müde wurde.

Noch an demselben Abend wurde er jedoch aus seinen angenehmen Träumen rauh aufgeschreckt.

William Roberts machte ihm einen Besuch und sagte im Laufe der Unterhaltung, mit einem pfiffigen Lächeln um seinen Mund: „Stewart Bush konnte nicht die Lehrerstelle haben; doch es sieht beinahe aus, als ob er die Lehrerin für sich erringen würde."

„Was — was sagen Sie da?" stieß Walter, der ganz unvorhergesehen einen Stich in der Gegend des Herzens verspürte, stockend hervor.

„Es ist eine Thatsache, daß er sich fortwährend in Florence's Nähe drängt; er spricht fast jeden Abend bei uns vor, und im Laufe der letzten Woche besuchte er sie sogar einmal in der Schule. Heute fragte er mich, ob Miß Shimer am nächsten Freitag wieder ihre Mutter besuchen würde, und als ich ihm darauf antwortete, daß dies wahrscheinlich der Fall wäre, sagte er, es würde ihm ein Vergnügen bereiten, sie in seinem Wagen hinüber zu bringen. Das Mädchen macht den Weg zwar gewöhnlich zu Fuß, aber ich zweifle nicht, daß sie Stewart's Anerbieten gern annehmen wird."

„Sie wollen damit doch nicht etwa sagen, daß sie seine Bewerbung freundlich aufnimmt?" kam es erregt über die Lippen des jungen Schultrustee.

Der kleine alte Mann steckte sich die unschuldigste Miene von der Welt auf und blickte sein Gegenüber so erstaunt an, als ob er fragen wollte, was es seinen Collegen im Amte anginge, mit wem sich Richard Shimer's Tochter in ein Liebesverhältniß einlasse. Endlich erwiderte er in scheinbar gleichgültigem Tone: „Bestimmt weiß ich dies nicht, aber wenn dem so wäre, könnte ich kein Unglück darin finden, denn Stewart Bush ist ein gutmüthiger, ordentlicher Bursche."

„Unsinn!" war die zornig hervorgestoßene Antwort auf diese Erklärung.

Nach der Entfernung des Besuches verfiel der junge Schultrustee in langes und tiefes Sinnen; als er sich aber zu Bett begab, war der Druck von ihm gewichen, denn er war zu einem Entschluß gekommen.

Als die Lehrerin am Freitag Nachmittag den Unterricht für die Woche schloß, fühlte sie sich recht abgespannt, und die Aussicht auf den vier Meilen weiten Marsch zu ihrer Mutter war auch nicht geeignet, sie zu erfrischen. Sie verschloß die Thür des Schulhauses und betrat die Straße mit einem Seufzer. Sie hatte noch keine zwanzig Schritte gethan, da sah sie ein leichtes Wägelchen auf sich zukommen; im höchsten Grade überrascht aber war sie, als der Rosselenker das Gefährt in ihrer Nähe anhielt und zu Boden sprang. Sie erkannte in ihm ihren Vorgesetzten.

„Ich mag keinen Vorwand gebrauchen, Miß Shimer, um Ihnen mein Hiersein in diesem Augenblicke zu erklären," begann Walter mit einem Lächeln auf sie zutretend; „ich beabsichtige nicht, Ihnen zu erzählen, daß ich aus geschäftlichen Rücksichten eine Fahrt nach jenseits des Flusses zu machen habe und zufällig daran dachte, Sie möchten diese Gelegenheit, schneller zu Ihrer Mutter zu gelangen, gern benutzen. Die Wahrheit ist, daß ich einzig und allein hier bin, um mich und mein Gefährt zu Ihrer Verfügung zu stellen. Ich bitte Sie, mein Anerbieten anzunehmen."

Auf dem Antlitze des Mädchens lag freudige Verwirrung, als er ihr in den Wagen half. „Aber ich muß noch einmal bei Roberts' eintreten, um meine Handtasche abzuholen," sagte sie dann, den sich neben sie Setzenden zaghaft anblickend.

„Gut," erwiderte Josiah, ruhig mit dem Kopfe nickend, „unser Weg führt ja ohnehin dort vorbei."

William Roberts stand ganz zufällig in der Hausthüre, als das Gefährt herangerollte, und er blickte einigermaßen verwundert, aber doch verschlagen vor sich hinlächelnd, auf seinen Collegen im Amte.

Miß Shimer sprang heraus und eilte in's Gebäude, um ihre Tasche zu holen; dabei nickte sie dem alten Manne freundlich zu.

Der Letztere aber trat, während das Mädchen im Hause weilte, an Walter heran, der ebenfalls abgestiegen war, und erzählte: „Soeben war Stewart Bush hier, um Florence abzuholen; ich sandte ihn nach dem Schulhause."

„Wir begegneten ihn," antwortete Josiah. „Sehen Sie," fügte er dann mit dem Versuche, gleichgiltig zu scheinen, hinzu, was ihm indessen nicht gelang, denn sein Antlitz glühte, und er vermied es, den vor ihm Stehenden anzusehen, „sehen Sie, ich habe das Gefühl, als ob es meine Pflicht wäre, Stewart Bush von unserer Lehrerin fern zu halten. Es ist doch anmaßend von ihm, sich ihr immerfort aufzudrängen."

Miß Shimer kam in diesem Moment zurück, und eine Minute später verschwand das Wägelchen des jungen Schultrustees in einer Staubwolke um die Straßenecke.

William Roberts schüttelte, über das soeben Vorgefallene verwundert, sein graues Haupt und suchte seine Frau in der Küche auf. „Josiah Walter bringt Florence in seinen Wagen nach Hause," sprach er, sich auf einen Stuhl fallen lassend und seine arbeitsharten Hände aneinander reibend, „meine Voraussicht scheint also in Erfüllung zu gehen. Erstaunt bin ich nur über die Schnelligkeit, mit der sein Vorurtheil überwunden, und die Energie, mit der er auf sein Ziel lossteuert."

„Ach was!" entgegnete die Angeredete in etwas wegwerfendem Tone. „Josiah Walter ist kein Narr! Ich wußte im Voraus, daß er seine lächerliche Voreingenommenheit sofort aufgeben würde, nachdem er das Mädchen erst einmal besehen, und die Hast seiner Bewerbung ist doch ganz natürlich; er will sich eben keinen Anderen zuvorkommen lassen."

„Er erklärte mir, er thäte es nur aus Pflichtgefühl," berichtete Roberts kichernd, indem er nach einem Holzspahn griff, um seine Pfeife anzuzünden. „Jetzt bin ich nur neugierig zu sehen, wie weit er sein Pflichtgefühl ausdehnen wird. In den Regulationen steht nichts davon, daß wir Schultrustees den Lehrerinnen Schutz gegen eifrige Anbeter gewähren und dieselben nöthigenfalls durch Einsetzung der eigenen Person aus dem Felde schlagen müßten."

„Schade!" meinte die Gattin spöttisch. „Solche alten Männer, wie Du, hätten dann keine Aussicht mehr auf Erwählung und könnten nicht ganze Abende unter dem Vorwande, einer Sitzung des Board of Trustees beiwohnen zu müssen, vom Hause fortbleiben."

Josia Walter nutzte diese Fahrt nach jenseits des Flusses und noch viele andere folgende energisch aus, daß Stewart Bush, das Vergebliche seiner Werbung einsehend, dieselbe bald aufgab, und daß auch keine Menschenseele in Newfingen in Erstaunen versetzt wurde, als am Ende des Schuljahres die neue Lehrerin ihr Amt niederlegte und den jungen Schultrustee heirathete.

Der Letztere aber preist sich glücklich, daß er seiner Zeit, trotz seines Vorurtheils, sich hat überreden lassen, in die Anstellung der Tochter Richard Shimer's als Lehrerin an der Newfinger Schule zu willigen.

Wahrscheinlich.

Er: „Mein Fräulein, ich denke an Sie Tag und Nacht!"

Sie: „Darum sehen Sie wahrscheinlich auch immer so verschlafen aus."

Der bestrafte Don Juan.

Erzählung von E. Wesner.

Ottilie Fernbach, die Nichte des Wirthes zum „Schwarzen Adler" in dem kleinen Städtchen Hohenfelde, war ein sehr hübsches, junges Mädchen von schöner, schlanker Figur und graziösen Bewegungen. Nur eine Schwäche besaß sie: sie war ein wenig kokett.

Unter den Stammgästen hatte Frl. Tilli, wie sie genannt wurde, viele Verehrer, und unter diesen wiederum zeichneten sich zwei durch ihren Eifer in der Bewunderung aus.

Der Eine, Richard Felsberg, war ein junger, stämmiger Tischlermeister mit ungelenken Manieren, aber mit einem ehrlichen, guten Herzen und offenen, treuherzig blickenden Augen; der Andere, Robert König, war Kaufmann und erst kürzlich aus der Hauptstadt gekommen, um in Hohenfelde einen Herrenkleider-Laden zu eröffnen. Dieser junge, stets auf's Eleganteste und Modernste gekleidete Herr besaß ein äußerst gewandtes Wesen und verstand es, durch seine liebenswürdigen Redensarten sich in Tilli's Herz einzuschleichen.

Sie wollte dann höher hinaus und wurde in diesem Hochmuth von Robert König noch bestärkt, der ihr immer vorredete, sie mit ihrer Schönheit passe eigentlich gar nicht in das abgelegene Nest, sie würde in einer großen Stadt viel mehr am Platze sein.

Ottilie nahm in ihrer Eitelkeit diese Zuflüsterungen natürlich für baare Münze.

Aber so klug war sie doch, daß sie sich sagte, zwischen Schmeicheleien und einem Heirathsantrag sei noch ein großer Unterschied. Und ungeduldig wartete sie darauf, daß Robert sich endlich ausspreche.

Freudig pochte deßhalb ihr Herz, als er ihr eines Tages heimlich zuflüsterte: „Wollen wir uns morgen Abend treffen, Tilli? Ich habe Ihnen etwa Wichtiges zu sages?"

„Etwas Wichtiges? O, sagen Sie es doch jetzt!" versetzte sie.

„Nein, jetzt habe ich nicht viel Zeit. Ich muß noch mehrere Briefe schreiben. Wir treffen uns hinter der Brücke, in der großen Allee, nicht wahr?"

„Dort? Ach, da ist es so dunkel und einsam. Ich fürchte mich."

„Doch nicht, wenn ich da bin, Schatz?"

„Nun gut, ich werde kommen."

„Halb acht bin ich da!" flüsterte Robert. Dann ging er eilends fort, denn er hatte Schritte auf dem Corridor vernommen.

„Ging nicht eben Herr König fort?" fragte Ottilien's Onkel, der gleich darauf das Zimmer betrat.

Das junge Mädchen bejahte.

„Netter junger Mann!" murmelte der alte Mann mit seltsamer Betonung.

Seine Nichte nickte zustimmend.

„Ich hörte soeben, daß er nicht bei Frau Kraemer wohnt!"

„So? Wo wohnt er denn? Ich wußte gar nicht, daß er ausgezogen ist."

„Hm, ja! Er hat sich eine eigene Wohnung gemiethet. Seine Frau und seine Kinder kommen in einigen Tagen an."

„Seine — was?"

Es war ein schriller Aufschrei, den Ottilie in ihrem namenlosen Schreck ausstieß.

„Seine Frau, sagte ich, und seine Kinder. Drei hat er."

Wie zu Stein erstarrt, stand das junge Mädchen da. Aber sie besaß genug Macht über sich, um nicht in Ohnmacht zu fallen, ja, sie weinte nicht einmal. Nur todtenblaß sah sie aus. Lautlos verließ sie den kleinen Raum.

In der Nacht vermochte sie kein Auge zu schließen. Ruhelos warf sie sich hin und her und zerbrach sich den Kopf, wie sie sich an dem Elenden rächen könne, der so erbärmlich mit ihr und ihrem guten Ruf gespielt!

— — — — — — — —

Es war am anderen Abend. Kein einziger Stern glänzte am Firmament, und nur das weiße Schneetuch, das die Erde einhüllte, verbreitete Helle um sich her.

In der Nähe der großen, an der Wald grenzenden Brücke, da, wo die Dunkelheit am tiefsten, lehnte Robert König. Mit Ungeduld harrte er der Ankunft seiner geliebten Ottilie.

Plötzlich erhellte sich sein Gesicht. Von dem Dunkel löste sich eine schlanke Gestalt und kam näher. Sie war es.

„Endlich. Mein süßes Lieb!" murmelte er leidenschaftlich. „Wie lange Du bleibst! Komm, gieb mir einen Kuß."

„Nein, einen Augenblick!"

Dabei entwand sie sich seinen Armen, nahm das Taschentuch aus der Tasche und ließ es in der Luft flattern. Dann lachte sie laut auf und lief von ihm weg.

Bestürzt blickte er ihr nach.

In diesem Augenblick traten aus dem dunklen Wald mehrere Gestalten in Mänteln gehüllt und so vermummt, daß man ihre Gesichter nicht sehen konnte.

Robert fühlte sich von kräftigen Fäusten gepackt und von allen Seiten umringt.

„Was zum Kukuk —"

Das nächste Wort blieb ihm in der Kehle stecken, sein Athem stockte und, gurgelnde Töne ausstoßend, schnappte er nach Luft. Einer der Verschwörer hatte ihm ein Gefäß voll eiskalten Wassers mit seiner Wucht in's Gesicht gegossen, daß Robert taumelte. Doch nicht genug damit, trat schnell ein anderer Mann vor, der ihn mit einer beträchtlichen Menge Ruß überschüttete, dem gleich darauf eine Quantität Mehl folgte.

Schwarz, weiß und naß wie ein Pudel stand der gewissenlose Don Juan da und bot einen unbeschreiblich komischen Anblick. Dann durchbrach er den Kreis seiner Angreifer und eilte fluchend davon, so schnell ihn seine Füße tragen konnten.

Wenige Stunden später konnte man den bestraften Don Juan in der Küche seiner neuen Wohnung sehen, eifrig versuchend, mit einem Messer den seinen Kleidern anhaftenden Schmutz abzukratzen. Aber es gelang ihm nicht.

Armer Don Juan! Die von ihm so schmählich betrogene Ottilie war gerächt und nahm sich die ihr gewordene Lehre zu Herzen. Bald darauf stand sie mit dem schlichten, braven Tischlermeister vor dem Altar.

Geschichte einer Leibrente.

Vor einiger Zeit starb in Paris ein Mann, der den meisten seiner Nachbarn nur unter dem Namen „Francois" bekannt war. Seinen Lebensunterhalt bestritt er mit einer Leibrente.

Francois war in seinen früheren Jahren Kavallerie-Lieutenant gewesen, doch hatte er Schulden halber seinen Abschied nehmen müssen. Er kam in Noth und wurde schließlich Haushofmeister bei einem hervorragenden französischen Staatsmanne, in dessen Hause er „Francois" genannt wurde. Eines Tages besuchte diesen Staatsmann Lord Roseberry, damals englischer Gesandter in Paris. Francois erklärte, er könne seinem Herrn des Lords Karte nicht übergeben, da derselbe beschäftigt sei, und er ersuchte den Lord in nachlässigem Tone, wieder zu kommen. Das war zu viel für den stolzen britischen Diplomaten. Er übergab Francois noch einmal seine Karte und befahl ihm in scharfen Worten, dieselbe sofort zu übergeben. Francois weigerte sich; es entspann sich ein heftiger Wortwechsel, welchem erst das Erscheinen des Hausherrn ein Ende machte.

Francois ward entlassen und am Tage darauf erhielt Lord Roseberry folgendes Schreiben:

„Mylord! Gestern war ich in dienender Stellung, heute bin ich ein freier Mann und habe keine Lust, ihre Beleidigung schweigend hinzunehmen. Da ich als ehemaliger französischer Offizier satisfaktionsfähig bin, werde ich mir gestatten, Ihnen meinen Zeugen zu schicken."

Lord Roseberry nahm die Herausforderung an, schlug sich mit Francois; es wurden zwei Schüsse gewechselt, doch keiner der Duellanten verwundet. Francois war befriedigt, nicht so der Lord, der den Gedanken nicht ertragen konnte, sich mit einem gesellschaftlich so tief unter ihm Stehenden geschlagen zu haben. Damit Francois nun nicht wieder in den dienenden Stand zurückkehren mußte, setzte er ihm eine jährliche Leibrente von fünftausend Francs aus, die von dem früheren Haushofmeister mit Dank angenommen wurde.

Ein alter Brauch.

Die altbremische Schaffermahlzeit ging am 12. Februar im Hause Seefahrt vor sich. Die althergebrachte äußere Form der Mahlzeit ist geblieben. Wenn gerufen wird wie auf den Schiffen zum „Schaffen unnen und boben", dann setzt man sich an eine Tafel, auf der Stockfisch, brauner Kohl, Sauerkraut und geräucherte Fisch- und Fleischwaaren aufgetragen werden. Salz und Pfeffer liegt in Dütchen aus Silber- und Goldpapier neben jedem Gedeck. In mächtigen Flaschen winkt das braune, fast schwarze und syrupartige Seefahrtsbier, heutzutage ein beliebter Trank für Blutarme, da es stark malzhaltig ist. In dem prächtigen, von Arthur Fitgers Meisterhand mit schönen allegorischen Wandgemälden geschmückten Saal war auch diesmal jeder Platz besetzt. Das Mahl hatten die diesjährigen Kaufmannsschaffer F. Susemihl, G. Albrecht jun. und F. Reck jun. herrichten lassen. Zahlreiche Gäste waren der Einladung gefolgt, u. A. der Erbgroßherzog von Oldenburg, der Oberschenk des Großherzogs von Oldenburg, Graf v. Wedel, der preußische Gesandte in Oldenburg v. Bülow, der hanseatische Gesandte in Berlin Dr. Klügmann, Vize-Admiral Karcher u. s. w.

Blitzschlag und Kaminrauch.

Schon gar mancher wird sich darüber gewundert haben, daß oft hohe, ganz vereinsamt in die Lüfte ragende Fabrikschornsteine verhältnißmäßig so selten vom Blitze getroffen werden: kommen doch nach der Statistik auf 10,000 solcher hohen Essen bloß drei Blitzschläge, dagegen auf 10,000 Kirchthürme über 60, auf 10,000 Windmühlen sogar mehr als 80 Blitzschläge. Diese Erscheinung wird so erklärt, daß der aus dem Kamin entweichende Rauch die im Gebäude angesammelte Elektrizität mit sich nimmt und in die Luft vertheilt, wodurch die Anziehungskraft für den elektrischen Funken verschwindet. Aber hieraus erklärt sich auch die auf dem Lande nicht selten anzutreffende Gepflogenheit, beim Heraufziehen eines Gewitters ein mächtiges Herdfeuer anzumachen.